

Text: PATRICK WITTE *Fotos:* SASCHA MONTAG

Die Insel der Witwen

Der Viktoriasee im Osten Afrikas dient dreissig Millionen Menschen als Lebensquelle. Sein Barsch ist weltweit begehrt, doch der zweitgrösste Süsswassersee der Welt gilt als lebensgefährlicher als jeder andere. Ein Besuch auf der Insel Lolwe in Uganda.

Der Fang, den Fischer
morgens auf die Insel
Lolwe bringen, nährt
nur die wenigsten.



B

BEINAHE SCHÜCHTERN WIRKT Rosie Naigaga auf ihrem schmutzig weissen Plastikschemel, eine Schale Reis wackelt auf ihren Knien. Eine zarte Frau, ihr Gesicht glatt wie eine Traube, die Haare versteckt unter einem Kopftuch mit schief aufgedrucktem Schriftzug der Luxusmarke Balenciaga.

Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Körner sind für sie übrig geblieben – statt grosser Viktoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte. Verirrte Hühner laufen um Naigaga herum über die Wiese, das wenige Gras wächst in grünen Schollen auf rostroter Erde: Es ist der Schulhof der Shadrob Junior School, einer Grundschule auf der Insel Lolwe, weit im Osten Ugandas.

Nein, sagt sie, einen Fischer erschossen habe die Armee länger nicht mehr. Das passierte vor allem zu Beginn des Fangverbots im Jahr 2017. Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren und der Aufschrift «Ambulance» vor ihrer Insel Lolwe auf dem Viktoriasee die Pirogen der Fischer zu kontrollieren. Wie gross sind die Netze? Wie lang die Boote? Aber vor allem: Fangen sie Viktoriabarsch?

Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre getroffen zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Wen die Armee heute mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwische, sagt Naigaga, der komme ins Gefängnis. Dort drohten Schläge mit Gewehrkolben oder Metallstangen, und die Männer stünden vor der Wahl, durch Bestechung schnell wieder freizukommen oder für einige Zeit zu verschwinden. Dennoch sterben die Fischer von Lolwe weiterhin. Doch meist nicht mehr durch die Kugel der Staatsgewalt, sondern durch deren Vorschriften. Lolwe galt früher als das Eiland der Fischer. Längst ist es die Insel der Witwen.

DER EINSTIGE BOOM DER BARSCH

Der Viktoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle einer gesamten Region. Der zweitgrösste Süsswassersee der Welt mit einer Fläche fast doppelt so gross wie die Schweiz versorgt über dreissig Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenya und Uganda. Der See schafft Arbeit in den Grossstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser und natürlich mit Fisch. Wenn die Bewohner der vielen Inseln im See denn fischen dürften.

Seit Ende der 1990er Jahre sind auch andere Kontinente auf den Geschmack von Viktoriabarsch gekommen, auch Nilbarsch genannt. Allein Uganda

exportierte 2023 über 10 000 Tonnen nach Europa. Der Verkauf des zarten Filets nach Deutschland oder Spanien und der Schwimmblasen nach Asien ist zum millionenschweren Geschäft geworden. Fischfabriken, meist mit chinesischen und indischen Eigentümern, feilschen um das weisse Gold, Tausende Arbeitsplätze für Ugander sind entstanden. Jeder möchte am Boom der Barsche verdienen. Aber nicht alle dürfen.

Die Bestände des Viktoriabarschs sind bedrohlich geschrumpft, strenge Auflagen sollen die Jungfische schützen und damit auch das Exportgeschäft. Anfang 2017 war der See praktisch leergefischt. Davor gab es Barsch jahrzehntelang im Überfluss. Die britischen Kolonialherren setzten den Nilbarsch in den 1960er Jahren im See aus, gerade einmal 35 waren es. Ohne natürliche Feinde vermehrte er sich nahezu ungebremst. Viele andere einheimische Fischarten starben aus, und das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Der Dokumentarfilm «Darwins Alptraum» machte die Geschichte weltweit bekannt.

Barsche, so gross wie Delfine, landeten in den Netzen, der Fisch war Massenware, Nahrung für die Armen. Bis die Europäer ihn wieder für sich entdeckten: Seine Omega-3-Fettsäuren sollten gegen Bluthochdruck, Herzinfarkt, selbst gegen Demenz schützen. Der Lates niloticus wurde zum Exportschlager und brachte Fabriken wie Fischern des Viktoriasees gutes Geld ein. Es galt: volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus dem Wasser, meist bevor diese laichen konnten. Und der Viktoriabarsch drohte auszusterben.

Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region zeichnete sich ab. Rund um den See schloss die Hälfte der 36 Fischfabriken ihre Tore, Tausende Arbeiter wurden entlassen. Die Regierungen der Anrainerstaaten suchten nach Lösungen, Ugandas Präsident Yoweri Museveni fand 2017 seine: Nachdem Regelungen für Mindestgrössen der Fische beim Fang vor allem an Korruption und Geldgier gescheitert waren, entschied sich die Regierung für drastische Vorschriften und strenge Kontrollen durch die Armee.

Was für Generationen von Fischern frei und offen war, wurde plötzlich mit Grenzen und Strafen ausgestattet. Bootsgrössen, Netzmaschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummernschilder waren Pflicht, Quittungen für Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen. Alles streng überwacht und kontrolliert. Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem Geld. Doch die meisten Fischer auf Lolwe haben genau davon zu wenig, die Region gehört zu den ärmsten in Uganda.

DER SCHICKSALHAFTE TAG

Früher füllten Barsch und Tilapia die Bäuche und die Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller. Im Namen des Naturschutzes, aber auch, damit Europas und Asiens Gefrierschränke voll bleiben. Dabei haben Wissenschaftler im «Journal of Great Lakes Research» bereits



Oben links: Rosie Naigaga vor ihrem windschiefen Zuhause mit zwei von ihren fünf Kindern.



Oben rechts: Als Witwe bringt Rosie Naigaga wenigstens weiterhin die 60 Cent Monatsmiete für den Holzverschlag zusammen.



Unten: Ein Bild aus besseren Zeiten in den Händen von Rosi Naigaga – sie und ihr verstorbener Mann.



Neun Gesichter von verwitweten Frauen stehen für das Leid von Abertausenden rund um die Fischerei. So hat wohl jede zweite Familienfrau in Dörfern wie Gorofa ihren Mann an den Viktoriasee verloren.

2023 festgestellt, dass zumindest das Verbot klein-maschiger Netze den Bestand der Barsche kaum sichert. Das hiesse, dass die drastischen Massnahmen der Armee nicht gerechtfertigt sind. Doch geändert hat sich auf Lolwe nichts.

Auch Rosie Naigaga gab der Viktoriasee einst ein Leben. Dann nahm er ihre Existenzgrundlage. Aus den drei Schulräumen hinter ihr schallen die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas zwei jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter zurück aufs Festland geschickt. Es gibt auf Lolwe keine weiterführende Schule, vor allem aber kommen sie damit von der Insel weg. Alle könnte sie nicht ernähren.

«Unser Leben war gut», sagt Naigaga. «Wir hatten alles, was wir brauchten.» Sie meint: früher. Vor dem Fangverbot, als ihr Ehemann Richard jeden Tag für einen der Grossbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Viktoriabarsche heimbrachte. Sie verkaufte sie anschliessend am Fähranleger der Insel und zog mit neuer Ware – Tomaten, Salat oder Kleidern – zurück in ihr Dorf. Rosie und Richard, das war ein gut funktionierendes Team, ein Paar mit fünf gemeinsamen Kindern. Heute ist Naigaga 34 Jahre alt, Witwe und allein mit den beiden Jüngsten.

Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des Schulessens. Wenn sie die Köchin unterstützt, kommt ihr der Direktor bei dem Schulgeld entgegen. Anders könnte sie die umgerechnet 50 Euro jährlich nicht mehr bezahlen. Die Schule gleicht dem Zentrum ihres Universums. Von hier sind es nur wenige Minuten entlang eines ausgetretenen Pfades hinab zu ihrem Dorf Gorofa, von hier kann sie fast die Fischer am Ende des Hügels sehen, deren Netze sie flickt, von hier aus geht sie über die Staubpiste bis zum Fähranleger, um mit diesem mageren Lohn, umgerechnet 50 Cent, Kochbananen oder Maniok zu kaufen.

Diese Orte bilden die Koordinaten ihrer täglichen Umlaufbahn. Aber sie bilden auch Naigagas Grenzen. Natürlich könnte sie zurück auf das Festland. Aber sie weiss: «Als Single mag dich jeder. Aber mit fünf Kindern wird es schwer.» Ein Neuanfang wäre das schon, aber ohne die Unterstützung ihrer Nachbarn und Freunde sinnlos. Stattdessen also Lolwe, wo sie jeden Tag die gleichen Wege geht, immer in der Hoffnung, dass es besser wird. Aber tatsächlich läuft sie auf Treibsand.

Der Tag, an dem ihr Ehemann starb, hat sich tief in ihrem Gedächtnis eingepägt, selbst die Uhrzeit weiss sie noch. 22. April 2022, 16 Uhr. Naigaga war wie immer am Fähranleger, eine Freundin tauchte plötzlich auf und bat sie, mit ihr nach Hause zu kommen. Schweigend gingen sie, zwanzig Minuten. Als sie die Mensentraube vor ihrem Haus sah, verstummt, mit betretenen Blicken, begann Naigaga zu weinen. Niemand musste ihr noch sagen, dass ihr Mann ertrunken sei.

«Es war ein Unglück. Gottes Entscheidung», sagt Naigaga. Sie war die Frau eines Fischers, jede Aus-

fahrt kann hier bedeuten, dass die Männer nicht zurückkehren.

Bis hierher gleicht ihre Geschichte dem traurigen Schicksal vieler Seeleute und ihrer Familien der Region. Das «wohl gefährlichste Gewässer der Welt, gemessen an der Zahl der Todesopfer pro Quadrat-kilometer», nennt das National Lake Rescue Institute in Uganda den Viktoriasee. Besonders gegen Abend, wenn es an Land abkühlt, aber das Wasser warm bleibt, entstehen wie aus dem Nichts heftige Stürme. Sie lassen Boote kentern und begraben Jahr für Jahr bis zu 5000 Menschen in den Wellen.

KRANKENWAGEN OHNE BENZIN

Allein in Naigagas Dorf mit eintausend Familien ist, so schätzt sie, die Hälfte der Ehefrauen mittlerweile verwitwet. Mindestens. Ähnlich sehe es in den anderen Siedlungen aus, die auf der ganzen Insel hinter den Sandbuchten entstanden sind. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer. Die Männer ertrinken. Aber die ganze Insel geht unter. Und Naigaga weiss auch, seit wann: seit 2017, dem Jahr des Fangverbots.

«Wir bekommen kaum noch genug Geld für Essen oder die Schule zusammen», sagt sie, «die Leute beginnen zu stehlen, zu saufen. Es wird jeden Tag schlimmer.» Sie selbst habe sich im Griff, so gut es eben gehe, Freunden und Jesus sei Dank. Fischer hatten früher ein gutes Geschäft. Heute seien sie Bettler.

Allerdings: Mit Zahlen sind Naigagas Aussagen nur schwer zu belegen. Selbst in der staatlichen Statistik der zuständigen Region Namayingo wird die Einwohnerzahl von Lolwe auf irgendwo zwischen 10 000 und 15 000 geschätzt, wie viele Witwen unter ihnen sind, weiss niemand genau.

Die von Tsetsefliegen übertragene Schlafkrankheit hatte zu Anfang des 19. Jahrhunderts fast alle Bewohner von Lolwe dahingerafft. Mitte der 1990er Jahre dann fanden vor allem rwandische Flüchtlinge auf der kleinen Insel Schutz – und Nahrung, dem Fisch sei Dank. Die Bevölkerungszahl stieg wieder an, man baute provisorische Hütten aus Lehm oder Holz. Ziegel und Zement sind kaum zu sehen, abgesehen vom Fähranleger, von den drei Pensionen und dem kleinen Gesundheitszentrum von Dr. Daniel Ocan. Es befindet sich in einem von der geplanten Hauptstrasse zurückversetzten Flachbau, weiss-orange gestrichen, der Rasen davor penibel gemäht. Schnell wirft sich Ocan einen weissen Arztkittel über das Fussballtrikot, verlässt den Schatten des ausladenden Mahagonibaums und setzt sich an seinen wackligen Holztisch in seinem Sprechzimmer.

Ocan, kurzgeschorenes Haar, herzliches Lachen, ist ein Hüne, doch hinter dem Berg von Patienten-akten scheint auch er fast zu verschwinden. Seit zehn Jahren arbeitet er auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt, und stellt die medizinische Grundversorgung von Lolwe sicher. Die Bewohner kommen zu ihm, die Schwangeren, die Kranken, auch die Toten, denn eine Ausfahrt mit dem einzigen

Die Fischer von Lolwe
sind auf sich allein
gestellt mit ihren
zu kleinen Booten.





Oben: Die Witwen sind im Leid vereint, doch auf dieser Insel muss jeder und jede für sich selbst schauen.

Unten links: Rosie Naigaga bietet der See nur insofern noch ein kleines Auskommen, als sie die Netze der Fischer flickt.

Unten rechts: Ein illegaler nächtlicher Fang: Vier Viktoriabarsche, das ist zu wenig zum Leben.

Krankswagen verhindert verlässlich der Mangel an Benzin.

Immerhin: Ocan hat Zahlen, allerdings sind sie aus dem ganzen Einzugsgebiet seiner Klinik abgeleitet, das auch kleinere Nachbarinseln umfasst. Ein an die Wand geklebt, zitronengelbes Papier verschafft einen Einblick: 16 800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp 5 Prozent. So viel zu den Schätzungen zur Demografie. Doch Ocan weiss noch mehr. Er ist das Nadelöhr. Fast jeder Patient erzählt ihm bei der Untersuchung seine Geschichte.

Ocans Eindruck ist eindeutig: «Das soziale Gefüge bricht zusammen.» Armut, Gewalt, auch Aids und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu. Ocan weiss von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr unterstützen können, von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr Glück, Kinder, gerade einmal zwölf, dreizehn Jahre alt, können wegen Geldmangels nicht mehr zur Schule gehen.

«Vor allem die Töchter fangen an, in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution», sagt er. Sie werden im schlimmsten Fall von Freiern im Streit um Geld erschlagen, so geschah es auch während der Recherchen des Reporterteams.

Alle drei Monate ist laut Ocan mit dem Tod eines Fischers zu rechnen. Fast niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern Krokodile und Nilpferde. Wer bei Wellengang in den See falle, sei meist verloren. Fischer haben eine gefährliche Arbeit, immer und überall, das ist auch auf Lolwe eine Binsenwahrheit. Doch Ocan erinnert sich genau an das Jahr, in dem die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017.

Nach einer dreimonatigen Frist, sagt Ocan, sei das Fischen auf dem Viktoriasee praktisch verboten gewesen, überwacht von Spezialeinheiten der Armee. Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – bei weitem nicht genug Anbaufläche, um davon leben zu können. «Lolwes Acker ist der See», sagt Ocan. «Aber die Leute können keine Bauern mehr sein.»

Wer Glück hatte, konnte wie Naigagas Ehemann bei Bootseignern anheuern. Doch die meisten Fischer von Lolwe sind auf sich gestellt. Sie fahren auf eigene Rechnung hinaus, weit auf See in ihren zu kleinen Booten mit zu engmaschigen Netzen.

Doch für Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant, die sie flickt. Einen Viktoriabarsch kann sie sich nicht mehr leisten, obwohl die Tiere vor ihrer Haustür leben. Maisbrot muss reichen. Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden, wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben. Hauptsache, sie werden nicht Fischer.

Der Viktoriasee ist für Naigaga vor allem eins: ein Grab. Dennoch steht sie jeden Morgen bis zum Mittag in ihren Sandalen am Strand unterhalb der

Schule, langt über die Holzplanken zu den an Land gezogenen Pirogen und greift nach den Netzen. Hinter ihr stöbern Ziegen und Ferkel, schwarz wie Tinte, im Müll aus Plastik und Asche, Kühe ziehen träge an Büschen und Bäumen vorbei, während Naigaga die losen Fäden verknüpft und verknötet.

EIN LEBEN DAVOR UND EIN LEBEN DANACH

Die wenigen Fischer, die es noch gibt, kehren am frühen Morgen zurück, wenn der Horizont die Sonne noch festhält. Ihre ersten Strahlen tauchen die Wolken über Lolwe in Zartrosa, Orange, dann Honiggelb. Unter der Farbenpracht dunkle Schatten auf dem See, schmal wie Pfeile. Vom Bug der Piroge springt Ashraf Bon in die Bucht von Gorofa, seine nackten Füße verschwinden im Wasser, und der letzte Schwung der Fahrt hilft Bon, das Boot ans Ufer zu schieben. Das T-Shirt ist zerrissen wie eine Fahne im Sturm, auf seinen Armen pulsieren Sehnen und Muskeln. Bon ist 52 Jahre alt. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er auf Lolwe und damit auf dem See verbracht. Als Saisonarbeiter.

Auch er teilt seine Zeit auf Lolwe in ein Davor und ein Danach ein. Schliesst er die Augen, sieht er die Bilder, in denen er einen gesamten Strandabschnitt ablaufen konnte, ohne den Sand zu berühren, von Boot zu Boot konnte er steigen, wohl zweihundert Pirogen reihten sich nebeneinander, bevor sie alle ins Wasser glitten. Und Stunden später landeten sie wieder – voller Fisch. «Fisch war immer da, wir holten uns einfach, was wir brauchten, verkauften den Rest», sagt Bon. Bis zu eine Million Schilling konnte er so verdienen, fast 250 Euro – pro Ausfahrt. «Wir waren frei, unsere Geldbörse glücklich», erinnert er sich. Zwei Ehefrauen und vierzehn Kinder konnte er mit seiner Fischerei ernähren. Ein Monat auf dem See, dann je eine Woche bei einer Familie am Festland. Es reichte. Bislang.

Heute blickt Bon auf wenige Pirogen am Strand, zwischen Plastikflaschen und Netzresten zerfallende Holzboote, wie eingetretene Brustkörbe ragen ihre Planken und Spanten in den Sand. In Bons Boot, zwischen Benzinkanistern, liegt seine Ausbeute: unterarmlange, silbern glänzende Barsche, ihre Augen bereits gelb, die Münder offen und bewegungslos. Die ganze Nacht waren sie draussen, gefangen haben er und sein Steuermann vier Fische.

«Nebensaison», sagt er dazu nur. Der Fang ist besser für den Verkauf im Dorf geeignet als für Verhandlungen mit den Agenten der Fischfabriken, deren Holzboot samt Eiscontainer unter Deck in den Wellen vor Gorofa dümpelt. Sie wollen jeden Barsch, zahlen aber nicht die üblichen fünf Euro pro Kilo, sie drücken die Preise.

Bis Bon wieder grössere Barsche an Land zieht, müssen Dagaa, eine lokale Sardinenart, die Fischer über Wasser halten. Klein wie Finger, zappeln sie silbern in den Netzen, können aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen. Aus Eimern und Schüsseln schütten die

Frauen am Strand die Beute auf riesige Planen, wo die Fische in der Sonne trocknen.

Doch für Bon wäre es auch zur Hochsaison kaum noch möglich, sechzig, siebzig Barsche einzuholen, so wie es früher die Regel war. Immerhin, sagt er, müsse er die Kontrollen der Armee nicht fürchten. Sein Boot habe die Mindestgrösse von fast neun Metern, durch die faustgrossen Maschen seines Netzes entkommen die Jungfische unter 50 Zentimetern, und an der Seitenwand der Piroge leuchten Name und Telefonnummer des Besitzers in grellem Weiss. Bon erfüllt die Vorschriften – alles legal also. Ganz anders die meisten Fischer auf Lolwe. Besonders nachdem die Armee ihre alte Ausrüstung beschlagnahmt hat. Oder Schlimmeres.

Sie kamen in der Nacht. Die Soldaten der UPDF, der Uganda People's Defence Forces, zogen in den Dörfern von Haus zu Haus, weckten die Schlafenden und schickten sie zu den Anlegestellen am Wasser, wie sich Bon erinnert. Die Armee wollte die Netze sehen, die Boote. «Die meisten Fischer glaubten, dass sie die engmaschigen Netze nur gegen grössere austauschen wollten», erzählt er. Stattdessen sammelten die Soldaten die Ausrüstung, kippten Benzin über Netze und Boote, zündeten alles an. Wer protestierte oder sein Gerät nicht herausgeben wollte, bekam laut Bon Schläge oder landete hinter Gittern.

Er selbst habe Glück gehabt, sagt Bon. Er arbeitet legal für einen Bootsbesitzer, bekommt seinen festen Anteil vom Verkauf. Doch diese Arbeitsplätze sind rar. So viele Fischer haben ihr Material verloren. Wer soll sich auf Lolwe passende Boote, Netze oder sogar einen Motor für umgerechnet über 3000 Euro leisten können? Ihnen bleibt keine andere Wahl, als in ihren kleinen Booten mit zu engen Netzen hinauszufahren, immer in Angst vor den Patrouillen. Oder sie steigen auf die hohen, rutschigen Felsen vor der Küste und werfen ihre Stockangeln aus.

IM SCHICKSAL VEREINT UND DOCH ALLEIN

Rosie Naigaga schaut von ihrer Schale auf zum Holztor der Schule. Durch den Einlass am Maschendrahtzaun strömen Frauen. Ein Vertreter der NGO Afalu hat sich angekündigt, einer Art Vereinigung der Fischer und Seenutzer. Immer mehr Witwen sind der Mundpropaganda gefolgt – Junge, mit Babys auf dem Rücken, Ältere, weit über sechzig Jahre müssen sie sein, Frauen auf Krücken, mit fehlendem Auge, manche voller Trauer im Blick, andere mit Stolz und Entschlossenheit.

Über hundertsechzig werden es schliesslich, allesamt aus den angrenzenden Siedlungen, sie werden auf den Plastikstühlen oder auf dem Boden sitzen, im Halbkreis um Johnbosco Ssenkolooto in seinem weissen Poloshirt mit NGO-Aufdruck: Der 48-jährige Vorsitzende der Bezirkssektion Lolwe versucht an allen anderen Tagen zwischen den Wünschen der Fischer und den Realitäten der Politik zu vermitteln. Doch heute steht ein anderer Punkt auf seiner Agenda – die Vereinigung der Witwen von Lolwe.

DER VIKTORIASSEE — EINE GIGANTISCHE LEBENSADER

Der zweitgrösste Süsswassersee der Welt grenzt an Tansania, Kenya und Uganda, sein Einzugsgebiet umfasst in Ostafrika dreissig Millionen Menschen.



Schliesslich, sagt er, werde das Leben mit Solidarität besonders für die Witwen einfacher. Er spricht von einer Gemeinschaftskasse, von einer vereinten Stimme starker Frauen, davon, dass die einmaligen Hilfszahlungen der Regierung auf Lolwe sinnlos versickern würden. Naigaga hat am Ende der Rede nur eine Frage: Können die Schulgebühren ihrer Kinder von der NGO bezahlt werden? Das Schicksal mag diese Menschen vereinen. Aber am Ende kämpft hier jeder und jede für sich selbst.

So wird sie auch an diesem Abend mit ihren beiden Kindern zurückkehren in ihren windschiefen Holzverschlag. Immerhin konnte sie hier wohnen bleiben nach dem Tod des Ehemanns, sie schafft es, regelmässig die Monatsmiete von 60 Cent aufzubringen. Hier hatte sie ihre Kinder zur Welt gebracht, hier hatten sie zusammen als Familie gelebt, hier ist ihr Zuhause.

Kakerlaken, gross wie Mäuse, krabbeln über den nackten Erdboden in der Hütte. An der Bretterwand der einzige Farbtupfer des dunklen Raums: zwei Kalenderblätter des Jahres 2025, eines wirbt für Motoröl, das andere trägt den Slogan: «Yes, I can.» Zwei ausgerissene Seiten statt eines fortlaufenden Kalenders, als wollten sie sagen: Auf Lolwe bleibt für Rosie Naigaga alles, wie es ist – Tag für Tag. ■

PATRICK WITTE verbrachte für diese Reportage sechs Tage auf Lolwe, allerdings ganz ohne Viktoriabarsch: Eine alte Lebensmittelvergiftung hat ihm den Appetit auf Fisch endgültig ausgetrieben.